

Die Zerstörung Wiens.

Von Karl Grafen Lanekoroński.

Aus dem „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 16. März 1909.

Je kleiner eine Stadt ist, um so eher sind ihre historischen Häuser und Plätze gesichert. Bei den meisten großen Stätten dagegen ist es beinahe zum Maßstab ihrer Prosperität geworden, ob eine bloß dem nächsten kleinlichen Vorteil dienende Bauspekulation mehr oder weniger von ihren charakteristischen Teilen vernichtet, und es zeigt sich unter den Weltstädten ein Wettstreit, der einer besseren Sache würdig wäre, alle zwischen ihnen bestehenden unterscheidenden Merkmale auszutilgen, bis Wien, Paris, Rom, ja bis zu einem gewissen Grade Venedig selbst, so funkelnagelneu, geschichtslos und langweilig aussehen werden wie New-York und Chicago. Dabei herrscht, wie überhaupt bei Unglücksfällen und wie bei der Roulette, das Gesetz der Serien. Es gibt für jede ältere Stadt, wie beispielsweise jetzt für Florenz, Zeiten des Ausruhens und Aufatmens, in denen man sich auf sich selbst besinnt, schmerzlich bereut, was die unmittelbar vorhergehende vernichtungswütende Epoche unwiderbringlich zerstört hat, und die noch vorhandenen Zeugen einer stolzen Vergangenheit in Ruhe läßt. Wien und Paris befinden sich dagegen augenblicklich in einer den Ruheepochen entgegengesetzten Zerstörungsperiode.

Jetzt soll in Wien an zehn Orten zugleich an historische Gebäude der Spaten angelegt werden und unter dem Motto neuzuschaffender Verkehrsadern sollen abermals alte Stadtteile ihre Gestalt verändern, das heißt, sie sollen aufhören, zu existieren. In Wien sind aber deshalb solche Bestrebungen noch gefährlicher als zum Beispiel in Rom oder in Paris, weil hier eher Mangel ist an berühmten, auch vom leidenschaftlichen modernen Verkehrsfanatiker als unantastbar erklärten Bauten und weil das Charakteristische der Stadt, was ihre alten Teile betrifft, vielmehr in einer Reihe köstlicher Stadtbilder zu suchen ist als in Baudenkmalen, die mit weltbekannten an anderen Orten den Vergleich aushalten könnten.

Zwei Irrtümer aber sind es, welchen man hier sowohl wie anderwärts bei der Behandlung der in dieses Gebiet einschlagenden Fragen begegnet.

Erster Irrtum: Diejenigen, die sich für historisch bedeutsame Bauten, Straßen und Plätze einsetzen, werden in der Allgemeinheit gewöhnlich als für die Bedürfnisse der Gegenwart und deren künstlerische Bestrebungen unempfänglich, als „Lover der vergangenen Zeit“, wie Horaz die Greise nennt, hingestellt. Nun wäre es aber eine merkwürdige Anomalie, wenn in einer Zeit, die an Verständnis und objektiver Beurteilung alles Vergangenen und historisch Gewordenen jede vorhergehende Epoche übertrifft, es nicht auch geradezu eminent modern wäre, das, was aus diesen Epochen nicht etwa in Museen oder in der Belehrung gewidmeten Räumen, sondern unter freiem Himmel, wie es ursprünglich hingestellt wurde, noch erhalten ist, zu schützen und den Nachkommen zu überliefern.

Wir würden es pietätlos gefunden haben, wenn der alte Pflock des „Stock im Eisen“, statt mit einem Schutzgitter umgeben in das neue Eckhaus des nach ihm benannten Platzes aufgenommen zu werden, etwa

im Museum der Stadt Wien ein in seltenen Fällen vom Widerhall der Tritte spärlicher Besucher gestörtes Dasein führen würde. Wie vieles von dem, was in den letzten Dezennien in Wien an Vernichtung alter Werte geleistet wurde und eben jetzt geleistet wird, wird nicht unseren Kindern und Enkeln, wenn die oben als modern geschilderte Empfindung einmal die Allgemeinheit durchdrungen haben wird, als noch weit pietätloser erscheinen? Geradeso wie die Ausgraber von Olympia und Delphi und die Aufstapler beweglicher alter Kunstwerke in den Museen der alten und der neuen Welt, bringen jene, die für das eintreten, was heutzutage von alten Bauten aufrecht bleiben kann, eine der vornehmsten Bestrebungen gerade unserer Zeit zum Ausdruck.

Und aufrecht bleiben kann unendlich viel mehr, als die Verkünder des alleinseligmachenden Evangeliums der breiten, geraden Straßen, wo der Wind ungehindert von einem Ende zum anderen den Staub aufwirbelt, zugeben wollen. Der geniale, halbvergessene Klemens von Brentano hat eine „Naturgeschichte des Philisters“ geschrieben, deren erster Satz lautet: „Philister können nur viereckige Sachen begreifen“. Dieser Dichter war ein Seher, wie ja auch die Griechen und Römer ihre Dichter Seher genannt haben. Er hat die Häuser und Plätze der großen Städte mit Prophetenaugen erblickt, die hundert Jahre nach ihm entstanden sind.

Wenn wir für den Platz Am Hof in seiner jetzigen Gestalt mit der Fassade des Kriegsministeriums, und wenn wir für den Franziskanerplatz eintreten, wie er sich heute darstellt, wollen wir nicht nur charakteristische und trauliche Stadtbilder vor dem Untergange bewahren, wir sind auch sicher, daß die Erweiterung der Bognergasse und die vorgeschlagene neue Verkehrsader über den Laurenzerberg, denen diese Stadtbilder geopfert werden sollen, überflüssig sind. Durch die City von London braust und poltert ein zwanzig- und

dreißigfach so großer Verkehr wie durch Wiens belebteste Stadtteile, und es ist den Londonern noch nicht eingefallen, aus dem winkeligen Gewirr von Gassen und Gäßchen um die Paulskirche einen amerikanisierten Stadtteil zu machen. Außerdem ist es ja gerade der Fehler, den man bei uns seit fünfzig Jahren begeht, daß man den Verkehr — jetzt den der elektrischen Bahnen — statt ihn an dem verhältnismäßig kleinen alten Stadtkern vorüber, immer wieder durch diesen Stadtkern leitet.

Zweiter Irrtum: Er ist mit dem früheren verwandt und deckt sich teilweise mit ihm. Unsere Erhaltungsbestrebungen werden als Liebhabereien einiger weniger und mit der Liebhaberei für alte Sessel oder alte Pulverhörner als gleichwertig oder gleichunwertig und nur noch dazu als verkehrs-, also gemeinschädlich hingestellt, jedenfalls als nutzlos und unfruchtbar. Das Gegenteil davon ist der Fall. Karikieren wir einmal die Bestrebungen der Gleichmacher und malen wir uns ein Phantasiebild à la Jules Verne aus, wo zum Beispiel die römische Peterskirche in einen riesigen Zentralbahnhof verwandelt wäre, vom Kolosseum aber die noch übrigen Mauern ganz weggebrochen und, wie einst Teile desselben für mittelalterliche Bauten, für moderne Zinshkasernen verwendet wären. Jedermann empfindet, daß damit nicht nur Güter zerstört wären, die zu den allergrößten in dem Idealbesitz der Menschheit gehören, sondern daß Rom auch materiell ins Ungeheuerliche geschädigt wäre und daß eigentlich, in Zahlen ausgedrückt, von Rom weniger übrig geblieben, als vernichtet wäre.

In gehörigem Abstand, welcher den römischen Wunderbauten gebührt, gilt dies auch von dem, was jetzt in Wien auf dem Spiele steht. Jedes abgerissene alte Haus, das in seiner Art ein Kunstwerk ist, wie das mit dem köstlichen Hof aus dem sechzehnten Jahr-

hundert, Fleischmarkt Nr. 17, das ohne zwingende Ursache einer Bauspekulation erst vor wenigen Monaten zum Opfer fiel, bedeutet eine Verminderung des Nationalreichtums der Stadt. Die Kunst ist nichts anderes als der höchste Ausdruck der Geschichte und Kultur eines Landes, und es ist eine Ironie, wenn die Stadtvertretung zusieht, wie bodenständige köstliche Bauwerke zerstört werden, dagegen mit Entrüstung darüber diskutiert, wie verhindert werden könnte, daß ein sehr wertvolles, aber mit Wien in keinerlei Zusammenhang stehendes Bild, wie vor einigen Jahren der Schönbornsche große Rembrandt, aus Privatbesitz ins Ausland verkauft werde.

Außer für den Platz Am Hof und den Franziskanerplatz sollte sich die Allgemeinheit auch für das Neugebäude einsetzen, das bisher von der Militärverwaltung dem Publikum entzogen, nun der Vernichtung anheimfallen soll. Wenn auch die Totenstadt des Zentralfriedhofes das Gebäude mit der Zeit umschließen sollte, warum dieses Denkmal der Renaissancezeit, deren es so wenige bei uns gibt, nur zerstören, um den Schuttabräumern Arbeit zu verschaffen? Ich kann mir ganz wohl denken, daß man in den Mauern des Neugebäudes Nischen anbrächte, welche Grabstätten enthalten könnten.

Unendlich viel mehr, als heute noch dasteht, hätte seit der ersten Stadterweiterung von 1858 vom alten Wien, unbeschadet seiner Entwicklung zur Weltstadt, erhalten werden können. Um so gebieterischer fordert es die Rücksicht auf die Eigenart Wiens, daß das wenige, was von dessen wahren Charakter noch übrig ist, möglichst aufrecht bleibe. In einer Berliner Zeitschrift „Morgen“ hat vor einiger Zeit Werner Sombart Wien gerade darum begeistert gepriesen, weil es seinem Wesen nach etwas anderes darstellt, als seine jüngeren Schwestern unter den großen Städten diesseits und jenseits des Ozeans. Wenn man die Verkehrsfanatiker

gewähren läßt, wird von diesem eigenartigen Wesen der Stadt bald nichts mehr sichtbar bleiben.

Wer erinnerte sich nicht an Spaziergänge durch schön angelegte Parks und an die Freude, die er empfand, als er mitten unter jungen Anlagen, Teichen und Blumenparterres einer Gruppe mehrhundertjähriger Eichen ansichtig wurde, Überbleibsel des Waldes, der einst diesen Grund bedeckte. Eine ähnliche, nur auf feineren und subtileren Voraussetzungen ruhende Freude ist es, welche die Kämpfer gegen die Zerstörung alter Bauten und Straßen und Plätze den Wienern und den Gästen aus der Fremde, hoffentlich mit Erfolg, sichern wollen.
